

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Die antike Pendule.

Von Hans Vech (Hamburg).

Kast war's in dem Grubchen bei Mutter Kampen, recht ungemütlich. Man wußte nicht recht, wo man mit seinen Füßen bleiben sollte, um sie ein wenig warm zu halten — noch, wie man seine Hände gebrauchen könnte, damit die Finger nicht steif würden. Mutter Kampen rieb die Hände dann und wann ineinander. Das konnte sie ausgiebig tun, denn sie hatte Zeit dazu, viel Zeit.

Nicht wissend, wo sie die fehlende, ihr so sehr nötige Wärme hernehmen sollte, schloß sie nach einmal an den Ofen, um, wenn alles nichts helfen wollte, wenigstens zu wärmen, ob noch ein wenig Blut auf dem Kofte liege. — Als sie, nur von ihrer Einbildung erwärmt — denn vom Feuer war im Ofen nichts mehr zu sehen — zurückging an ihren Fensterrahmen, bemerkte sie, daß es schon wieder anfang, dunkel zu werden. Die grauen, spiegelglatten Häuser mit ihren zahlreichen, dicht aneinander gereihten Fenstern verdrängten den hellen Tag immer mehr, während die kleine, hier in Erscheinung tretende dreieckige Fläche des Himmels bald in einem immer intensiveren Rot erstrahlte. Draußen, auf dem Dorfplatz, spielten noch einige Kinder. Doch auch von dort ward es immer stiller. . . Die Leute aus der Nachbarschaft, die heute nachmittags von ihrer Arbeit, die nach Hause kamen, gauden kaum auf. Mürrisch, wie der verfloßene Tag, waren auch ihre Gesichter — diese Gesichter der Arbeit und der Lebensenttäuschungen. . .

In einer solchen Stunde nun, da jedes Ding nur dafür da zu sein scheint, uns an den Gedanken von der Abwendung vom Leben zu erinnern, ward Mutter Kampen die Kapitänswaise, auf ihrem Sofa da hinten „Am Eichholz“ immer ein wenig besessener. Sie dachte dann an die Vergangenheit. . . an ihre Jugend. . . Sie hatte sehr viel mit durchgemacht — im Guten sowohl wie im Bösen — ehe sie hierhin, im Dörfle Nr. 20, gelangt war, um von ihren Lebensarbeiten auszurufen und die „böse“ Welt von der Höhe ihrer kleinen Sühnbude herab zu betrachten. — Ein paarmal Besatzungen auf der Fensterrand auch sie bei dieser, ihrer täglichen Beschäftigung immer an. Die kleinen, traurigen Glanztauen fern im Ofen schielten auch zu ihr herüber. Die antike Pendule auf der Kommode, noch so ein Erbteil aus ihrer alten und guten Zeit und jetzt von ihr behütet, wie man etwa ein lebendes Wesen, ein Kind bewacht und beschützt, ging mit stierlichem Blick durch die Stunde, durch diese einsame Stunde der Dämmerung und der Gedanken. . .

Mutter Kampen brauchte nur auf das kunstvollgezeichnete Zifferblatt der alten Uhr zu schauen, brauchte sich nur von dem monotonen Ticken ein wenig einzuwiegen und einfließen zu lassen, dann kamen sie schon herein, die schemenhaften Gestalten ihrer Jugend. . .

Sie blieb am Fenster im letzten Richte des Abendrotes sitzen und ließ die Mahner und Sprecher aus der Vergangenheit schreiend an sich herankommen. . . Sie gab ihnen in der Phantasie die Hand und begrüßte sie alle in der verbotenen Weise. — Ihr Irer. . . Sie glitzerte ein wenig. Ihr lockiges weiches Haar glänzte in dem erstickenden Lichte des Winterabends. . . Die Luft in dem Zimmerchen war dick und schwül. Es wurde immer dunkler um sie. Die Gegenstände in der Stube verloren immer mehr ihre Gestalt; die Umrisse verwischten sich; dann leuchtete sich die Nebel gar in Bewegung, tanzen und führten einen Reigen auf. Schatten zickzackten sich ab, Man wußte nicht, woher sie kamen — noch wenn sie verschwand, warum es so war. — Und wenn es noch vor einem Augenblick leuchtend hell gewesen waren, die wie durch den feinen Schlag der antiken Pendule angelockt, in dieser Stube lebendig wurden. Bilder, die wie aus dem Nichts kamen und schnell wieder verschwanden, so, als ob es ihnen bei der alten Kampen zum längeren Verweilen zu kalt sei. — nun waren sie schon aus einem seltsamen Material verfertigt — nun trugen sie schon an zu reden vom vergangenen Glück und von verlustenen Sternen. . . Die Feierabendstufen der Kaffee- und der Weissen lösten herein in die stille Stube, und der frohe Lärm der spielenden Kinder wollte auch noch immer kein Ende nehmen. Und die antike Pendule auf der Kommode tickte unentwegt weiter. . .

Mutter Kampen forderte alle Besucher zum Bleiben auf. Vielleicht ward es ihr dann ein wenig wärmer. Der erste leuchte sich neben sie auf den abgehackten Tisch. Dann wies sie auf das Holzbanklein zu ihren Füßen; denn es waren auch Kinder unter den Anwesenden. Alles aber waren Gestalten, die schon längst nicht mehr Wirklichkeit waren, die nur ein altes, mit einem Reiz von Bestand sich zufriedengebendes Menschengehirn in die Wirklichkeit zurückrief; die aus den Gräbern und aus den letzten blauen Fernen kamen. . . Die letzten sie eine Anerkennung. . . Und wie die antike Uhr nicht schweigen wollte, so nahm auch der Besuch kein Ende. Immer kamen neue Gestalten herein: die alten Kapitane von den Segelkreuzern, die Quartierleute, die Steuerleute und die Stewards, sie alle kamen herein in die dunkle Stube, und die Alte am Fenster bekam schon Angst, daß sie nicht alle Platz fänden. . .

Als es dann in der kleinen Stube vollkommen Nacht geworden war, auch nicht mehr das kleinste, rote Ränzchen aus dem Ofen schaute — und der Himmel fast ebenso dunkel und so nichtigend war wie die ruhenschwärmenden Wauerer des winzigen Dörfles, da stand Mutter Kampen von ihrem Sitz am Fenster auf. Sie war nun nicht mehr in ihrem schabigen, geflickten, buntbarchenen Unterrock, in der rotfarbten Nachtsacke und um diese nordwärts zu verbeden, mit einem Umhangeluch versehen, sondern sie hatte jetzt ein perlgräues Kleid an und an ihrem jugendlichen Bülen nickten die ersten Blumen des Frühlings, kleine eben erst aufgeschlossene Knospen, die noch den herben Geruch der harten Wintererde an sich zu tragen schienen. . . In jugendlicher Fröhlichkeit bewesete sie sich unter ihren Gästen. Da plötzlich, als sie mit den Gestalten ihrer Träume und ihrer Phantasie in der besten Unterhaltung war, mußte sie, raub wie die Wirklichkeit den Träumen gegenüber nun einmal erbeben den Ruf hören: „Mutter! Mutter! Not doch mal de Dör open! Wie lang soll ich denn hängen? — Du bist die woll inlassen? — Du klopst jemoll?“

Unmittelbar nach diesem Ruf klopfte es bestig an die Tür. Es war nun alles Wirklichkeit. Nicht ein kleines von einem Wunder war an diesem Geräusch. Und doch erschauete Mutter Kampen noch alles so traumhaft, so sehr unwirklich. . . Aber so kann doch nur ein Mann klopfen, und zwar einer, der in Erregung ist, einer, der was will, und vielleicht sogar nichts Gutes. Mit einem Male gab es ein Rumpeln auch in der dunklen Stube. Diesmal wußte man nicht recht, was das zu bedeuten hatte. Die Glanztaue im Ofen strahlten plötzlich wieder auf, und dann hörte man auch wieder die Kinder drüben auf dem Hofe lärmern. Die Nacht schien vorbei zu sein. . . Die Träume waren verfliegen. . . Es schien wieder hell werden zu wollen. Die alte Kampen schloß langsam an die Tür. . .

Murrend tat sie es. Eine Welle dauerte es noch, bis sie die Tür geöffnet hatte, da sie den Schlüssel in der Dunkelheit nicht finden und, als sie ihn dennoch entdeckt hatte, ihn nur mit einiger Mühe ins Schloß hineinkommen konnte. Auch fragte sie vorher, noch einmal laut wie im Traume: „Wessen ist denn der?“

„Na, nu mol doch keen Dinger, Mutter, un lot mi rinn!“ war die Antwort. „Ah so, du bist dat, Hannes!“ meinte dann die alte Kampen — und ließ den Wartenden eintreten. Vorwursovoll blickte sie ihn an. „Händstert hatte es den Ansehen, als ob der Besucher in der Tür stehen bleiben wollte. Dann ging er aber, wie plötzlich einen Entschluß fassend, in die Stube und blieb dabei die Alte fast zur Seite. . .

„Bist nich 'n hülden Geld Mutter?“ fragte er bestig — und blickte sich suchend in dem armligen Räume um. „Ad helf mien' leste Dör noch nich freeden“, sagte er wieder — und schaute mit den Händen in den leeren Holentischen herum. „Wenn dor keen Schep mehr sind, wat bin ich denn noch as Dinger wert?“

„O mien Söhn!“ jammerte die Alte. „Dat hatt Willem noch beleben müßt. De hatt sid se woll de Door ut en Kopp reien. Nu wilst du al wedder Geld von mi hebben, un id heff süben nids. Weet jo nich mol, wie id de Woch langsam sall mit dat hülden Vanhien. . .“

Da, ohne ein Wort zu verlieren, ganz so, wie wenn alles in Ordnung und zu Recht wäre, nahm er nach einigem Besinnen, und als er nichts Besseres mehr in diesem Winkel der Armut zu finden schien, die antike Pendule von der Kommode. . .

Die Mutter wollte ihn daran hindern. Mit ausgebreiteten Armen stellte sie sich vor ihrem Besitzum auf. „Mien obbe Klot!“ rief sie, „nee, nich mien obbe Klot!“ jammerte sie immer wieder. Doch Hannes ließ die freischwebende und lamenierende Alte ein wenig unanständig beiste. . .

„Wat brufft du noch so 'ne Klot“, sagte er. — Dann beglückte er die Uhr ein paarmal — und lächelte ein wenig. „Vielleicht — für ein paar Tage würde es noch einmal langem. Die Elemente mükten angeschafft werden, da halt ihm kein Gott von. Die Deera liel ihm ja die Tür ein. Er konnte das nicht mehr länger mit ansehen. Dann sagte er: „Nu is dat schon god, Mutter. So bald kumm id nu nich wedder. Denn von dir is so doch nids mehr to holt.“ Dann war er draußen. Mit der Uhr. . .

Mutter Kampen erliefen es, als sei dieses mit dem letzten Besuch genau so traumhaft und so unwirklich vor sich gegangen, wie es in den Dämmerungsstrahlen vom Glück gewesen war. Sie stand nun mitten in der dunklen Stube, ein wenig gebückt, die bleichen Hände vor sich auf eine Stuhllehne gelegt, ganz hilflos ganz verwehelt, ohne auch nur das Gerinnsel von einem Glauben an das Gute in der Welt in sich zu tragen. Mit frohen, spizen Fingern zog sie das Taschentuch aus ihrem kalteisenen Hantelunterrock hervor, starrte mit wässrigen Augen entsezt auf die Uhr. Wo die antike Pendule, ihr liebtes Stück Erinnerung gekannt hatte — und machte dann ein paar Schritte der Tür zu, als ob sie ihren Sohn noch einmal wieder zurückrufen wollte. . .

„Wenn be nu man bloß wegblieben wull!“ rorterte sie in einem ganz trübseligen Tone. „De leest mi noch mien lestes Stück ut en Dus rut! Nüchlich erit mienem obben Kabagonspiegel un nu gor de Klot, oh, de gode Klot! De lett mi hier noch müchlich de fahlen Wänn“ up 'en Fogelböön, trüch de Jung!“

Die kleine Bulldogge.

Auf der obersten der Stufen, die dem Seitenbau der Münchener Residenz gewissermaßen eine selbsttätige Distanz zur Straße schaffen, stand ein kleines, weiches Bulldoggenhündchen jener letzten ausländischen Rasse, die in diesen Jahren die große Hundemode ist. Es schaute bekümmert um sich und wisperte mit dem rechten Vorderfüßchen, das es sich nicht traute, auf den Boden zu stellen. Seine Augen schauten mit bliden beliedigter Trauer auf die Umstehenden, die es voll lebhaften Interesses betrachteten. Und immer wieder mußte die Begleiterin des kleinen Hundes fürchten, ein molliges Jungferlein, den Dergang der schrecklichen Geschichte erzählen. . .

Im Kreis umstanden die mitleidigen Zuhörer die kleine Gruppe. Eine ältere Dame aus dem Volk holte eine Bratins aus der Tasche hervor, läuberte es mit dem Tuch zuvor von Staub und Stoffgeruch und schob es dem Patienten in den Mund. „Überhaupt“, sagte sie dabei und wies mit der Linken drohend auf den Platz, den Rodler und Motorfahrer umliefen, „i sagge alleweil: Deß gebeert si net, daß d' Motor-Hansmürschten so schnell über d' Straben fahre, de narreten Pazi de. . . Und a Mensch habns no hinteri alleweil. So simms eben, das s' größte Unglück passiert. Arms Halder, arms. . . Tuats wed, dei Quasert. . . Solcher gemeiner Lump. . . Der abdrat ja ins Zuchthaus ein!“

Es war, als hätte der Hund verstanden, wie man diesen Fall beurteilte: den Schnauferfahrer, der ihn angefahren, als er bestig den Strahendam überqueren, einen Laternenpfahl zu erreichen. Und während er das Bratins zerbiss, schaute er noch viel, viel vorwursovoller auf die Menge, die ihm huldigte. . .

„Und auf und davon!“ sagte einer. Er meinte den motorfahrenden Weisheitsler. „Den wann i derwischt, den bauet i asei lo klamm, dah er nimmer auf d' Füß finden tut.“

Als ich das hörte, wurde ich nachdenklich. Da das Mädchen den Hund nun auf den Arm genommen hatte und ihn behutlich von dannen trug, so bestand auch für mich kein Grund mehr, stehen zu bleiben, und so ging ich davon und hatte Mühe, stehen zu bleiben, und so ging ich davon und hatte Mühe, stehen zu bleiben. . .

„Amierer Zeit hat sich eine gewisse Wirklichkeit dem menschlichen Leid gegenüber eingestellt. Vielleicht, daß die Überproduktion dieses Artikels zu seiner Unterschätzung führte. . .“

Der Schmerz des Hundes schied über im Kurs. Ich hätte nun darüber nachdenken müssen, ob die Welt, die mit ihrem Mitgefühl also kaltet, Werturteile aussprechen will. Nicht nur sentimentale, sondern auch sachliche. Denn eine echte, reinrassige Awerabulldogge kostet heute Milliarden, während man noch nicht weiß, daß für Motorradfahrer (ohne Kab) besonders hohe Preise geboten werden. Aber — der Witz und keine Witz entzogen mich dieser lächerlichen Erwägungen. . .

Die Brillenschlange.

Von Victor Klages.

Ich habe eine geradezu schätzbare Angst vor Schlangen. Woher das kommt, weiß ich nicht. Ich habe nie etwas mit Schlangen zu tun gehabt. Jemandem hat sich die Angst in mir festgesetzt, und es gibt Zeiten, in denen sie zum Grauen sich steigert, zu einer lächerlichen, nervenschüttelnden Kinderfurcht. Dann werde ich abends, obwohl mein Haus an der besten Nordwestseite steht, behutlich die Bettdecken auf, werde aber meistens damit nicht fertig, weil schreckliches Entsetzen im Nacken frisst: leht, gerade leht, könne unterm Bettgestell eine Katter hervorschieben und mich am Bein fassen. Ich trete, selbst ein wenig verwundert über den merkwürdigen Zustand, einen Schritt zurück, blicke mich und schaue unter's Bett. Da liegt ein Staubflöckchen, vielleicht auch ein alter Hausschuh. Doch schon bliken neue Gedanken auf: die Ballontür, die geöffnete Ballontür, durch die man aus dem Schlafzimmer auf die Garteneranda und über die Treppe hinab in den Garten gelangen kann. Ich bringe auf, reiße die Tür zu. Gibt es denn im Garten Schlangen? Bewahre. Nur vierzehn Hühner sind da. Selbst nach dieser Prozedur, die — ich weiß es — jeder auch nur einigermaßen nüchtern denkende Zuschauer mit jauchendem Spottgelächter beantworten würde, fühle ich mich nie ganz sicher. Neulich lag ich vor dem Schlafengehen einen Film. Der spielte auf einer wässrigen Insel, die vermutlich im Nügellee zu suchen ist. Dem alten Einflüßler frech langsam, langsam eine Schlange über die Hand wärend er nichtsahnend im Grate lag. Erichredes Hochladen, starre Augen. Der Mann laugt die Bihwunde — vom Bih bette man nichts gesehen. Rufloses Beginnen. Zweimal, dreimal dreht er sich im Kreise, fällt auf, dann ist es aus. Ein Quinarian mußte wissen, daß diese Schlange eine Blindschleiche war. Und doch habe ich die ganze lange Nacht mit offenen Augen im Bette gekrampt gelegen, glaube im Dunkel zwei tückische grüne Lichter zu erblicken, glaube ein Ralckeln zu hören, und das war auf der Bettdecke, und der Schweiß lief mir am Körper herunter, als hätte ich ein liter heißen Hiedertees getrunken. Ich magte es nicht, Licht zu machen. Der schnarrende Weder erst befreite mich. . .

Ganz seltsam ist es, daß trotz dieser Hasenanst das einzige naturwissenschaftliche Interesse, das ich aufbringe, den Schlangen gilt. Ich werde ihnen nicht aus; ich lude sie. Ich bin wie ein Vogel, der — hops, hops — in das geöffnete Schlangennest hineinspringt. Im Zoologischen Garten finde ich mich gewiß schon nach zehn Minuten in dem muffigen Stall, wo hinter Glaswänden und Drahtgitter die eckelhaften ledigen Leiber sich winden. Im Museum stehe ich hundelange, mit einem Grauen, das fast die Achse zuckert, auf die lehrbuchgefüllten Gänge; ich male mir aus, wie es sein würde, wenn reiner Giftsaft, der da aus schwabbeliger Wasse droht, in meiner Hand sich verflüge. Ich weiß tausend Schlangengeschichten und erdähle sie stets von neuem. Streift mir dann jemand den Armol zurück, so gewahrt er eine Gänsehaut. Unlagbar peinvoll ist meine Angst vor den Schlangen; aber ich muß immer wieder hin zu ihnen. . .

Staubt man mir nach dem Gesagten, daß ich eines Morgens, beim Überfliegen der Zeitung, von Leben durchwühlt wurde, als ich nämlich las, aus der Menagerie So und so in der veranageten Nacht eine große Brillenschlange entwichen, man wisse nicht wohin, und die Einwohner möchten sich in acht nehmen, denn das Biech sei noch im Park seiner altigen Föhne. Nur ein paar hundert Meter von meiner Wohnung, auf einem freien Platz, hatte diese Menagerie ihre Zelte errichtet. Ich schloß sofort die Ballontür und alle Fenster, gab strenge Anweisung, daß der Hund in den Garten gelockt würde, nahm den Browning aus dem Schreibtisch und ging ins Geschäft. Die Häuser der Straben, die ich passieren mußte, haben sämtlich keine Pergärten. Ich hielt mich an der Kante des Bürgersteiges, sagte klar durch die Gitter der Gärten, hatte die Hand in der Tasche des Mantels um die Waffe gefaßt. Es ereignete sich aber nichts. Die Kollegen im Bureau lachten mich aus und meinten, Menageriewärter und Polizei hätten die Schlange sicher längst wieder eingefangen. In mir keimte ein kleiner Wismut. Sollte ich vor diesen Leuten formliche Fiaur machen? Das wäre. . .

Ich vergrub mich also in meine Papiere, konzentrierte mich energisch auf die Arbeit. So kam es, daß der Gedanke an die entwichene Brillenschlange, der feststehend dann und wann aufkaut, allmählich die Farbe akademischer Erwägung annahm. Ich gelangte zur gewohnten Alltagsfestigkeit, verzehrte um Mittag im gegenüberliegenden Restaurant mit Appetit ein Kalbssteaklett. Als ich aber nach Bureauabschluss den Mantel anzog und in die Tasche griff um die Handbüchse herauszuholen, krüsch es kalt über meine Finger: der Browning. Im Nu war das Entsetzen wieder da. Draußen dämmerte es. Ich öffnete ein Taximeter, warf mich in den Wagen und fuhr nach Hause. . .

Meine Haushälterin, die mir die Tür öffnete, fragte, ob mir nicht wohl sei. Ich antwortete nicht. Heute durch alle Zimmer, versicherte mich, daß die Fenster geschlossen waren, und wurde grob, als die Dame darauf aufmerksamer machte, der Hund im Garten habe wahrheitlich kein Fressen mehr, ich möchte ihr doch erlauben, einen Feller mit Brot hinzuzulegen. Meine Angst möchte ich jetzt mit Arger. Ich wollte nicht ängstlich sein, konnte aber gegen mich selbst nichts austrichten. Das Abendrot wurde schweigend eingenommen. Ich ah wenig. Ein Buch, das ich zu lesen versuchte, legte bald in die Ecke. Unruhig ging ich in der Stube auf und ab, blieb am Fenster stehen, schau den Vorhang zurück. Perlschwärze Nacht lag vor den Scheiben. Da heulte der Hund im Garten. Mir fuhr dieses Denken durch Mark und Bein, doch ich bezwang mich, ließ wieder auf und ab. Der Hund schmiege. Dann plötzlich fing er wütend zu fellen an, heulte, bellte und hörte nicht auf. Die Haushälterin kam und hat nochmals um Fressen für das Tier. Der Tracer in mir schrumpte zusammen. Eine Tür sollte geöffnet werden. Dieses Grauen presste Hals und Schultern. . .

Der Roter vollführte einen Mordstrabau. Ich ging in die Kammer und knistete das Licht an. Das konnte ja die ganze Nacht nicht so weitergehen, und es war schon ziemlich spät. Meine Hand lag am Griff der Ballontür. Sollte ich anmachen? Der Roter blätte, was das Zeug hielt. In Trufels Kar.en denn! Ich stöße die Tür auf und rufe. Aber der Hund kommt nicht. Er winkelt, und ich höre, wie er unten herumtaupst. Die Haushälterin hatte die kleine Gitterklappe am Ende der Stufen, die den Hühnern den Zutritt zur Treppe und zur Veranda verwehrt, geschlossen. Weiber! Es blieb nichts übrig, als die Treppe hinabzugehen. Wenn ich, heute zurückdenke, so frage ich mich: Warum hast du die Dame selber nicht hinzutergelockt? In jenem Augenblick aber fand ich zu einer Überlegung gar keine Zeit. Das dicke Grauen umwallte mich. Es bestie in mir, rauh, rauh, du müßt ja doch! Und ich stürzte hinaus. Vielleicht war auch ein Reiz von Mannesbewußtsein

Lebensja, daß man Frauen nicht dahin schickt, wo man selbst nicht gern sein mag.

Ich lege also die Treppe hinunter, reiße das Gitter auf. Der Hund springt freudig an mir empor. Und nun... ja, nun gleich etwas ganz Wertwüdiges. Anstatt idyllisch wieder umzugehen, jagere ich. Was ist das? Will der Geißel wirklich der Schlange ins Maul hüpfen? Aus der gähnenden Nacht blitzen sich Herbstgerippe von Bäumen und Sträuchern. Das Auge beginnt zu leuchten. Es taucht. An einem Fels, gleich zur Rechten, will mein schwerer Blick vorbeistreichen. Kann nicht. Bleibt hängen. Denn da — da ruht um Stamm und Astchen gewunden, finster in der Nacht — — die Schlange!

Ich schreie, kein ich möchte schreien. Eine Faust steckt in der Gurgel. Stufenaufwärts will ich. Blei in den Gliedern. Mir wird kalt, mir wird heiß. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin. Ich falle.

Die Brillenklänge hatten die Menageriewärter noch am selben Nachmittag im Stroh eines Bonastandes wieder gefunden. In dem Busch in meinem Garten hing ein — Damenstrumpf. —

Reise und Verkehr

Wie man auf der transsibirischen Eisenbahn reist. Der „Revaler Boten“ veröffentlicht die augenblicklichen Beförderungsbedingungen auf der transsibirischen Eisenbahn, die heute, wo Russland von zahlreichen Geschäftsreisenden besucht wird, besonders aktuell sind. In jeder Woche und zwar am Donnerstag, tritt der Sibirienreisende von der Jaroslaw-Station in Moskau eine Reise an. Sein erstes Ziel ist Chita, wo er acht Tage später ankommt. In Moskau kann man die Fahrkarten allerdings nur bis Verden-Udinsk, im Osten des Baikals, lösen, da die Eisenbahnlinie hier in das Gebiet der Ostsibirischen Republik eintritt. Für diese Strecke kostet eine Karte für den Schlafwagen 1. Klasse 8 englische Pfund. Für die Fahrt 2. Klasse muß man ungefähr 6 englische Pfund bezahlen. Das Gepäck kostet 13 Schilling pro Kub. Bettücher und Kopfkissen sind nicht zu zahlen, aber gegen geringes Entgelt zu mieten. Die Züge sind in der Regel überfüllt, und der Reisende tut gut, die Fahrkarte bei der Moskauer Vertretung seines Landes zu bestellen. Ein Billet 2. Klasse von Verden-Udinsk nach Chita kostet 17 Goldrubel und 50 Kopfen. Von Chita nach der Nordküste lohnen dann nur einfache Personenzüge. Die Fahrt dauert nahezu 24 Tage und gehört bei der üblichen Überfüllung der Züge nicht gerade zu den Annehmlichkeiten. Ein Billet 2. Klasse kostet für diesen Teil der Fahrt 18 Goldrubel. Man hofft, im Laufe des Winters oder im Frühling die transsibirische Bahn bis zur chinesischen Grenze mit D-Jug-Verkehr auszustatten. Von Mandchuria geht es dann durch sinesisches Gebiet nach Charkin der Endstation der sinesischen Ostbahn. Für diesen Teil seiner Reise muß der arme Reisende einschließlich Wäsche noch die Kleinigkeit von 41 Dollar bezahlen.

Gesellschaft und Mode

Die verlorene Kunst der Unterhaltung. Der Niedergang der Gesellschaftskultur, die vor einem Jahrhundert eine so hohe Blüte erreicht hatte, wird nicht nur bei uns beklagt, sondern aus allen Teilen der zivilisierten Welt kommt der gleiche Wehru. In Paris erzählt man von jeder hiesigen Gesellschaftsdame der Älteren Generation, daß sie den „letzten Salon“ gehabt habe, und in Italien lobt man ebenso wie in England über die „Americanisierung“ der europäischen Gesellschaft. Den Grund dieser Erscheinung gibt Marie v. Bunjen in einem Aufsatz der Monatschrift „Das deutsche Buch“ nach und fügt eine bedeutsame Mahnung hinzu, daß die Menschheit sich auf diese feinste Blüte der Kultur wieder besinnen möge. Gerade heute bieten sich so manche Möglichkeiten, die Gesellschaft in einfacheren und intimeren Formen zu pflegen als früher. Durch die Raffinesse der modernen Gewohnheiten, sagt sie, sind der Gesellschaft ungeahnte Vorteile entstanden: nie und nimmer war es ehemals möglich, so wie heute — falls das Telefon gebührt — innerhalb einer halben Stunde einen kleinen Kreis einzuladen, die Anlagen zu erhalten, die notwendigen Bestellungen in Gesellschaft auszurufen. Vor den Autotagen war die erstaunlich schnelle Beförderungsmöglichkeit ausgeschlossen. Die technischen Vorbedingungen der Gesellschaft haben sich also nicht erschwert, sondern erleichtert. Es ist ebenfalls unschuldig dem „materiellen Geist“ die Schuld zuzuschreiben, in aller Kulturänderung haben sich neue starke geistige, ästhetische und metaphysische Strömungen gezeigt. Auch darf die Zunahme politischer und wirtschaftlicher Interessen nicht angeklagt werden, nie sind die Pariser und Londoner Salons aneinander gewesen als in Zeiten politisch-nationalökonomischer Erregung. Die seit dem Krieg überall oder fast überall auftretenden Schwierigkeiten brauchen nicht erwähnt zu werden, sie sind selbstverständlich; bemerkenswert nur, daß in einigen Ländern, besonders in England, sie durch einen fatalen Mangel an Dienstboten verschärft werden. Wir wollen aber gerade aus unserer Geschichte, daß nicht die reichen, sondern die armen Völker die beste Gesellschaft gezeigt haben! Manches hat zu dem überall bedauerten Tiefstand beigetragen; die Hauptursache möchte ich in dem Niedergang der Gesprächskunst, in der weitverbreiteten Beschränkung der geistigen Grundpflege jeder wertvollen Gesellschaft sehen. Unmöglich ist dieses Übel einzurufen, die Menschheit weiß kaum noch, was awarziges, aber gutes Sprechen bedeutet, weiß kaum noch, daß Altangewohnheiten und häuslicher Argers nicht gesellschaftsfähig sind, daß das Zuhören nicht nur eine Anstandsspflicht ist, sondern auch eine Bereicherung und Unterhaltung bedeutet. Früher wurde schwerlich geduldetes Sprechen und aufmerksames Zuhören der Jugend ausdrücklich empfohlen: das lag in der häuslichen Überlieferung, das war selbstverständlich. Deswegen halte ich auch einen Umsturz ein Wiedererblühen einer lohnenden Gesellschaft für denkbar. Im Prinzip ist überall Interesse dafür vorhanden: bis zum Überdruß wird über den lächerlich empfundenen Rückgang geklagt.

Scherz und Spott

Benuhte Gelegenheiten. Ein englischer Landgeistlicher hatte in seiner Kirche einen kleinen Umbau ausführen lassen und rief nun seinen Kuffler herbei, um mit seiner Hilfe die Musik zu erproben. Er stellte sich auf die Kanzel und sprach einige Worte. — „Wie klingt das, Johann?“ fragte er zum Schluß. — „Sehr gut, Herr Pastor“, erwiderte der Kuffler. — „Ich habe jedes Wort verstanden.“ — „Johann betrat die Kanzel und sagte recht deutlich und nachdrücklich: Ich habe noch Lobn für einen ganzen Monat zu bekommen. Wie klingt das, Herr Pastor?“

Engländer Humor. George und ich hatten gestern abend einen heftigen Streit über die Feier unserer goldenen Hochzeit. — „Das ist ja schlimm. Wie lange sind Sie denn verheiratet?“ — „Drei Tage.“ — Bei einer Regatta in London wurde ein Klub von Regierungsbeamten disqualifiziert, weil sie „zu früh angefangen hatten“. Als dies dem Ober-

der Abteilung, in der die Kuderer angestellt waren, erzählt wurde, sagte er: „Das ist die größte Überraschung meines Lebens. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß irgend einer meiner Beamten so früh anfangen würde.“ — „Mein Junge“, sagte der graubaaige Herr. „Du fragst mich nach dem Unterschied zwischen Kraft und Klugheit. Nun, Kraft nenne ich es, wenn jemand in einem Restaurant ersten Ranges ist, ohne dem Kellner ein Trinkgeld zu geben.“ „Schön“, erwiderte der Sohn. „Und Klugheit?“ — „Klugheit ist es, wenn er am nächsten Tage in einem anderen Restaurant ist.“

Neue Bücher

Thomas Mann: „Bekenntnisse des Hochapostels Felix Krull“. Buch der Kindheit. (Bücherei. Der Falke, Bd. 10, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Wir erfahren nur von der Kindheit des künftigen Hochapostels und Abenteuerers; aber da ja bekanntlich das Kind des Mannes Vater ist und da der Dichter seinen Felix Krull als Autobiographen vorführt, so haben wir nicht ein Progenium im gewöhnlichen Sinne, sondern einen Anfang, der das Ganze leitend enthält und seine geistliche Quintessenz indirekt, aber in voller Deutlichkeit auspricht. Schon der alte Engelbert Krull ist eigentlich ein Schwindler gewesen; das Schwindelhafte seiner Geschäftsbearbeitung und seines Haushaltes, seiner Lebensweise und Erziehungsmethode schildert der würdige Nachkomme am Ende eines sehr ereignis- und wechselfreudigen Lebens mit entzückender Klarheit in einem Deutsch, dessen geistliche schwingvolle Rhythmisiertheit ein Kabinettstück Mannscher Ironie und Mannischer Sprachmeisterhaftigkeit ist.

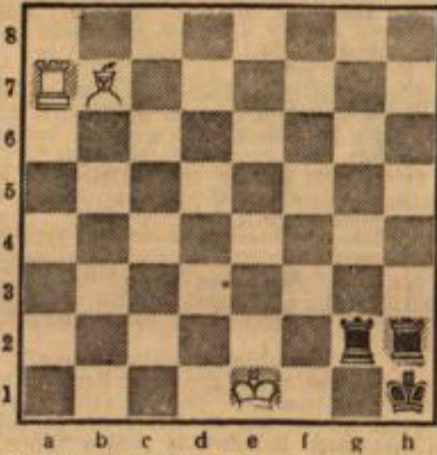
Lord Tuncand: „Die Seele am Galgen“. Ein Buch von Menschen, Göttern und Geistern. (Mitten und Beutling, Frankfurt a. M.) Nach dem bei uns ebenfalls nur wenig bekannten Ambrose Bierce gilt neuerdings in England und Amerika der Verfasser dieses kleinen, alle Länder der Erde und Reiche der Hölle, Gestirnen aus dem Bezirk der Menschen und der Götter, des Märchens und der Sage umschließenden Bandes als unbestrittener Meister der phantastischen Erzählung, der hier zum erstenmal ins Deutsche übertragen wird. Seine Abenteuer haben die Würde der Tragödie, die Nerven sind spannend wie ein Detektivroman und die Märchen gelassen auf der Straße. Die Schönheit der Sprache, die in der Übertragung von Emmerich Roed auch beste zur Geltung kommt, ist der einseitigen Gehaltung und dem Reichtum der Erfindung durchaus ebenbürtig.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedekweiler.

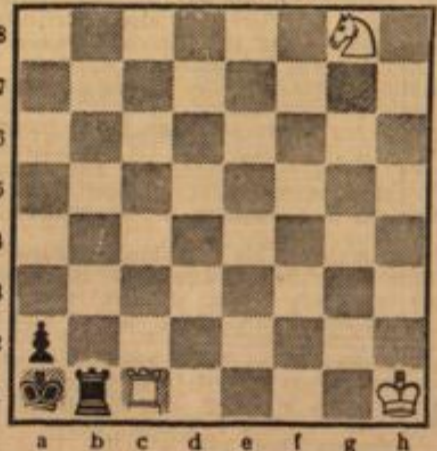
471. Gustav Mohr-Wiesbaden.



Weiß: Kf7, Ta7, Lb7; Schwarz: Kh8, Tg8, h8.

Weiß nimmt seinen letzten Zug zurück und setzt dann sofort matt.

472. Gustav Mohr.



Weiß: Kh8, Ta8, Sg8; Schwarz: Kh8, Tg8, Ba8.

Wie oben.

473. Gustav Mohr.

Weiß: Kg4, Lf5, f8, Bd8; Schwarz: Ke5.

Wie oben.

474. Gustav Mohr.

Weiß: Kc7, Lel, g8, Sb5; Schwarz: Kc5.

Wie oben.

In der Aprilnummer 1886 der D. Sch. fanden wir diese vier lebenswürdigen Schachmusekinder unseres Klubaltmeisters. Der alte Herr wird sich freuen, ihnen wieder einmal zu begegnen. 471. Ein durchsichtiger Rochadescherz. 472. Die Punkte liegt in der Bauernumwandlung. 473. Ein Enpassent-Späßchen. 474. Ach sol — Der Verfasser nannte diese leichten Schachrätsel damals Schachscherze, mit Reht: heute heißen sie volltönig und ehrfurchtgebietend retrograde (rückläufige) Probleme. Die modernsten davon sind wahre Schachlabyrinth. Meister Mohr ist nicht so schlimm; er will unterhalten, nicht bemühen. Die Schachspalte auch.

Wiesbadener Schachverein.

Café Maldaner ist wieder Vereinslokal; alles andere erwies sich als Feilschüge, Tempo- und Figurenverluste; Zeitnot entschuldigt alles. Eine Mitgliederversammlung unter Leitung des ersten Vorsitzenden, Herrn Sanitätsrat Dr. Federsen, hat stattgefunden und beschlossen: Mitgliederbeitrag, der allein zur Benutzung der im Vereinslokal aufbewahrten Schachspiele berechtigt, beträgt 1 Goldmark

Einührung in die Begriffe der Landwirtschaft. Von Prof. Dr. B. Goldschmidt. (Verlag von Cuelde u. Neber in Leipzig.) Stadtkindern, die alle Nahrungsmittel auf Märkten und in Läden erdienen, leben, fehlt das lebhafteste Gefühl für den engen Zusammenhang der heimischen Bodenkultur und der ganzen Volkskultur. Hier will das Buchlein eingreifen. Es will einführen in die Begriffe der Landwirtschaft und ihre Produktionsfaktoren. Natur, Kapital und Arbeit werden in ihrer Bedeutung für die Betriebsführung gewürdigt. Wir gewinnen einen Einblick, wie ein komplizierter Betrieb die moderne Landwirtschaft ist, welche Rolle Chemie und Technik in ihr spielen. Das alles Entscheidende ist aber in diesen Fragen der Geist, in dem sich das Verhältnis von Mensch zu Mensch gestaltet, auch in der Landwirtschaft das des Pflanzers, Pflanzers, Betriebsleiters, Erntewerks und Arbeiters gegenüber. Jeder hat seine Einzelaufgabe, für die das Prinzip der Arbeitsteilung und Spezialisierung den besten Erfolg bringt und auch geeignet ist, das Zusammenwirken der Mitarbeiter zu einem harmonischen zu machen.

Abriß der Sozialpolitik. Von Professor Dr. Ludwig Herde. (Verlag von Cuelde u. Neber in Leipzig.) Heute, wo sich jeder im Leben an Rechte als Arbeitnehmer oder Arbeitgeber mit der sozialen Gesetzgebung auseinandersetzen zu legen hat, braucht man ein solches übersichtliches, streng objektiv gehaltenes Kompendium des ganzen Gebietes. Und Herde versteht es, dank seiner genauen Kenntnis der Dinge nicht nur aus Büchern, sondern auch aus persönlicher Erfahrung lebendig und anschaulich zu schreiben, mit sich selbst und richtiger Einschätzung der Realitäten. Dabei hat der Verfasser den Rahmen seiner Darstellung weit gespannt und nicht nur Sozialpolitik für die gewerblichen und industriellen Lohnarbeiter, sondern auch für die Angestellten und Beamten ist einbezogen. Ein gutes Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Ingenieur und Arbeiter. Von Regierungsrat R. Boldt. (Verlag von Cuelde u. Neber in Leipzig.) Dieser erkenntnisreiche Vortrag beschäftigt sich mit den Aufgaben des Ingenieurs im Betriebe wie sie sich im neuen Deutschland gestalten haben. Ingenieur und Arbeiter sind beide im Dienste erblicher Betriebsleistung aufeinander angewiesen, beide aber naturgemäß in ihrem Verhältnis von Aufsichtsführern zu Beaufsichtigten polare Gegensätze. Die mechanische Übertragung amerikanischer Verbinder auf Deutschland hat sich nicht erwährt. Der Ingenieur der Gegenwart und Zukunft muß auch die Pädagogik haben, die Menschen im Betriebe so zu beurteilen, daß er sich mit ihnen verständigen kann. Persönlichkeitsstudien neben Betriebskenntnis muß er jetzt besitzen. Die Wege, auf denen der Ingenieur in den technischen Hochschulen diese erwerben kann, sind in dem Schlußteil dieser interessanten Broschüre gewiesen.

im Verleijahr; wird entzogenenommen von den Vorstandsmitgliedern, am besten im Vereinslokal. Im Interesse der Verbreitung und Vertiefung des edlen geistvollen Schachspiels wünscht der Verein zahlreiche Neuanmeldungen, Erhaltung des alten Mittels derbestanden und Wiederanschluß der in den Wandertagen abstrahierten lieben Freunde. Der Verein hat auch in den bösen Tagen Treue gehalten, mögen es die Mitglieder jetzt tun. Hauptspieltage Mittwoch und Samstag; Spielzeit täglich schon in den ersten Nachmittagstunden. Gäste willkommen. Anmeldungen und Zahlung nimmt auch die Schachspalte (Tagblatt-Zentrale vormittags) entgegen.

Teplitzer Kongreßbuch.

Der Deutsche Schachklub Teplitz-Schönau-Turn teilt uns soeben mit, „daß er die Preise für das von Herrn In-pektor J. Schorr herausgebene und kürzlich erschienene Schachwerk: Der Schachkongreß Teplitz-Schönau 1922 wie folgt erhöht hat: Brochüert Goldmark 12.— (Ausland 3 Dollar), in Halbleinen gebunden Goldmark 15.— (Ausland 4 Dollar), Pracht Ausgabe in Ganzleinen auf holzfreiem Papier Goldmark 25.— (Ausland 6 Dollar oder der entsprechende Wert in anderer Währung). Die Preiserhöhung hat sich leider als unbedingt nötig erwiesen, sie ist aber auf das äußerste Maß beschränkt worden, um jedem Schachfreund die Anschaffung des wertvollen Werkes das auch an dieser Stelle kürzlich ausführlich besprochen wurde (vergl. Nr. 23), zu ermöglichen. Weiter wird uns noch mitgeteilt, daß der genannte Klub mit dem bekannten Schachverlag Hans Hedewig's Nachf. Curt Ronniger, Leipzig Perthesstr. 10, ein Abkommen getroffen hat, nach dem der gesamte Vertrieb des Werkes vom 1. Dezember 1923 ab auf die genannte Verlagsbuchhandlung übergegangen ist. Schachfreunden, die das Werk zu beziehen wünschen, wird empfohlen, sich ausschließlich an die Buchhandlung zu wenden und zwar baldigst, da, wie uns versichert wird, die Nachfrage sehr groß und infolgedessen ein baldiges Vergriffensein des einzigartigen Werkes zu erwarten ist.“

Lösungen.

465. 1. Lg8. — 466. W18 zog vorher exf6 e. p., statt dessen e8 d. — 467. 1. Th8+, Kxh8; 2. Lf5+, Th2; 3. Txh2+, Kg8; 4. Th8+, Kxh8; 5. g7+, Kg8; 6. Sh8#. 468. 1. Sh5+, Txs (muß!) 2. Txg6; 3. Te6#.

Rätsel.

Suchbild.

Wievcl Knaben sind am Schulausflug betcilligt?



Anagramm.

Aus den nachstehenden 15 Silben: ar, che, de, die, ge, klee, ma, me, noid, nor, no, rie, sa, sen, ta sind 8 Wörter zu bilden. Durch Umstellen der Buchstaben sind alsdann aus denselben 8 neue Wörter zu bilden. Wenn man nun denselben eine bestimmte Reihenfolge gibt, so nennen sie uns eine ideale Frauengestalt.

Rätsel.

Mit la ein sehr gefräßig Wesen Und ohne la sehr schwer zu lösen.

Die Namen der zehn ersten Einender sämtlicher Rätselösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbiloge veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 10:

Problem „Der Redner“: Krause Haare, krauser Sinn. — Pyramidenrätsel: T, Aar, Norvi, Ostende, Malkaefer; Monat, Trier.